



Herbert Dutzler

**Die Welt war voller Fragen**

ISBN 978-3-7099-8195-5

Erscheinungsdatum: November 2023

1

*Das eiserne Stockbett stand noch da, die Matratzen hatte wohl irgendjemand anderer schon vor Jahrzehnten entsorgt. Von seinen Besitztümern war nichts mehr da, vieles hatte er in sein neues Zuhause mitgenommen, anderes war unwiederbringlich verschwunden, verloren gegangen. Er öffnete die knarrenden Türen des schmalen Schrankes, der neben dem Bett noch Platz gefunden hatte, und traute seinen Augen nicht. Da lag ein alter Lego-Karton. Villa mit Sportwagen. Den hatte er irgendwann zu Weihnachten bekommen, das musste wohl in den späten sechziger-Jahren gewesen sein. Er hob den verstaubten Karton auf, schüttelte ihn. Leer. Er musste zugeben, mit seinen Legosteinen war er nicht sonderlich sorgfältig umgegangen. Wenn etwas zerlegt wurde, landeten die Steine meist unsortiert in einer alten Schuhschachtel. Und es war nicht unwahrscheinlich, dass die Steine heute in einer Kiste seiner Kinder verstaubten, die auch längst nicht mehr mit Lego spielten.*

*Damals war ein solcher Bausatz ein Schatz gewesen, seine Eltern hatten ihr Geld gut einteilen müssen, es war ihnen sicher nicht leichtgefallen, ihm diesen Wunsch damals zu erfüllen.*

So etwa um halb neun gelingt es mir, das Wohnzimmer mit meinen Geschenken unauffällig zu verlassen und in meine Dachschräge zu flüchten, nachdem ich die Platte mit den Weihnachtskeksen einer gründlichen Verkostung unterzogen habe. Papa ist mit seinem Weihnachtsbock glücklich, Opa ist schon eingeschlafen, und Mama und Oma sind mit Uschi beschäftigt, die getröstet werden muss, weil der neuen Puppe schon ein Arm abgefallen ist. Der Lego-Bausatz mit der Villa mit Sportwagen ist leider allzu schnell aufgebaut, Nachdem ich den Sportwagen ein paarmal in die Garage und wieder herausgefahren habe, merke ich, dass das Haus doch recht klein ausgefallen ist. Eigentlich hätte ich für meinen Lego-Stadtplan ein größeres gebraucht. Aber vielleicht lässt sich der Bau ja mit meiner bestehenden Legosammlung erweitern.

Bevor ich aber den Lego-Stadtplan hervorhole, muss ich mir die drei Bücher anschauen, die ich noch bekommen habe. Das von Oma, sehe ich gleich, ist ein altes, gebrauchtes. Aber es ist in Leinen gebunden, noch gut erhalten und heißt „Huckleberry Finn“. Ich bin ein wenig enttäuscht, denn „Tom Sawyer und Huckleberry Finn“ ist an den Adventwochenenden schon im Fernsehen gelaufen, es gab vier Teile. Es war unglaublich spannend. Aber wer weiß, vielleicht steht im Buch ja mehr drin als man im Film sehen konnte, das ist ja oft so. Zumindest war es bei Winnetou I so, den habe ich schon gesehen, und der hat fast gar nichts mit dem Buch zu tun gehabt. Im zweiten Packerl sind zwei neue Karl-May-Bände drinnen, „Im Lande des Mahdi 1“ und „Old Surehand 3“. Da werde ich mit dem „Old Surehand“ anfangen, die Indianergeschichten sind mir lieber.

Ich lege mich aufs Bett und beginne meinen „Old Surehand“. Kaum habe ich die erste Seite aufgeschlagen, ruft mich Mama. Ich weiß schon, sie duldet es nicht, dass man sich am Heiligen Abend zurückzieht und sich mit seinen eigenen Geschenken beschäftigt, da muss die Familie zusammenbleiben und harmonisch miteinander feiern. Und damit es so richtig harmonisch und feierlich wird, gibt es spätabends am Heiligen Abend immer noch ein paar belegte Brötchen. Denn wer isst, kann bekanntlich nicht streiten. „Du kannst mir gleich den Kren reiben für die Schinkenbrötchen!“, empfängt mich Mama. Ich seufze zwar so laut und so lang andauernd, dass sie es bestimmt nicht überhören kann, aber ich hole mir Kren und Reibe und beginne über einem Teller meine tränenreiche Arbeit.

An dieser Stelle muss man vielleicht erklären, dass wir keine normale Familie sind. In einer normalen Familie helfen die Mädchen in der Küche, und die Buben gehen mit den Vätern und Opas auf den

Fußballplatz oder an den Fischweiher. Das alles funktioniert bei uns nicht, denn Fußball und Fischen sind mir ein Gräuel, Papa hat es mit mir schon probiert, aber es hat nicht funktioniert. Dazu kommt, dass ich seit unserem Urlaub im September in Caorle meine Liebe zum Kochen entdeckt habe. Der Grund dafür war, dass ich in Italien zum ersten Mal in meinem Leben Pizza gegessen habe. Und weil es die bei uns nicht gibt, habe ich selbst eine gebacken. Sogar Papa hat sie gegessen. Die Liebe zum Essen, die war allerdings schon viel früher da, was man mir leider auch ansieht. Ich bin froh, dass wir in meiner Klasse wenigstens noch den dicken Holzinger haben, denn sonst wäre ich der Dickste von allen. Mir reicht die Brille schon, da habe ich keinen Bedarf mehr an weiteren Beeinträchtigungen.

---

4

„Die ganze Zeit überleg ich“, sagt Mama, während sie die Teller in die heiße Seifenlauge taucht und dann zum Abtrocknen an die Hetteger Heidi weiterreicht, „ob ich nicht auch arbeiten gehen soll. Die Kinder sind jetzt schon aus dem Gröbsten heraus, und das Geld könnten wir schon dringend brauchen!“ Die Heidi seufzt. „Ich bin ja eigentlich auch berufstätig, weil als Bäuerin hast du nicht nur den Haushalt, ich muss mich ja um den Stall und um die Hühner auch kümmern. Geld seh ich allerdings keines dafür!“ Sie lacht. Die Kathi, das weiß ich, die geht halbtags arbeiten, im Papiergeschäft in Kastenkirchen, über das eine uralte Frau mit einem grauen Haarknoten samt einem riesigen Hund herrscht. Es riecht immer komisch im Geschäft, ich weiß nicht recht, ob es der Hund oder die Besitzerin ist. Ich könnte die Kathi fragen. Seit die Kathi dort arbeitet, muss man sich wenigstens nicht fürchten, von der Besitzerin oder ihrem Hund aufgefressen zu werden, wenn man einen Bleistift kaufen will. Manchmal kriege ich sogar das Geld für ein Donald-Duck-Buch oder ein Micky-Maus-Heft, die kaufe ich auch immer bei der Kathi.

„Ich bin schon froh um das Geld“, sagt sie. „Ihm drüben“, sie nickt mit dem Kopf in Richtung Wohnzimmer, „geb ich natürlich nicht alles ab, ich behalt mir schon was!“ Sie zwinkert den beiden anderen zu, während ich mich unauffällig hinter dem Huckleberry Finn verstecke. Aber es nützt nichts. „Was sagst du denn dazu, Sigi, wenn die Mama arbeiten geht?“, fragt die Heidi. „Du sollst doch eh so geschickt in der Küche sein, hört man. Da könntest du die Mama ja auch ein bisschen entlasten!“ Daher wehrt also der Wind. Ich soll hier im Haushalt Pflichten übernehmen, bloß damit Mama arbeiten gehen kann. Von dem Geld kaufen sie dann ein Auto und kutschieren ohne mich in der Gegend herum. Das wäre ja noch das Schönerere!

„Sobald sie verheiratet ist und Kinder hat“, zitiere ich aus Omas Benimmbuch, „sind der Haushalt und die Kindererziehung die vornehmste Aufgabe der Hausfrau!“ Man soll ja, wie ich diesem Buch ebenfalls entnehme, seine Meinung frei und sicher vertreten. „Wieso redet der so geschwollen daher?“, fragt Kathi meine Mama. Die seufzt nur und zuckt mit den Schultern, während sie den letzten Teller aus dem Abwaschwasser hebt. „Die Neustädter Omi hat mir ein Benimmbuch zu Weihnachten geschenkt“, erkläre ich, „und da steht das drin!“ Was schwarz auf weiß in einem Buch steht, das gewiss von sehr gescheiterten Leuten geschrieben worden ist, kann man nicht so einfach abstreiten. Sonst würde es ja nicht in einem Buch stehen. „Was deine Mutter so alles verschenkt!“, wundert sich Heidi. „So was hab ich mein Leben nicht gebraucht, so ein Buch, in dem steht, wie man sich richtig benimmt.“ Ich könnte jetzt der Heidi natürlich erklären, dass es kein Wunder ist, wenn sie sich schlecht benimmt, weil sie eben so ein Buch nicht kennt. Deswegen weiß sie nicht, dass man sich bei Tisch nicht schnäuzt, nicht so laut redet, dass einem die Ohren weh tun, und vor allem keine

Schimpfwörter verwendet. Ihren Mann nennt sie nämlich, wenn die Frauen unter sich sind, entweder „der alte Trottel“ oder „der patscherte Depp“.

---

5

Als der Bichler dann kommt, versucht auch der, mir über den Kopf zu streichen, ich weiche ihm aber aus. Dann werde ich hinaufgeschickt, denn wenn der Leichenbestatter im Haus ist, will man mich anscheinend nicht dabei haben. Ein bisschen komisch ist mir schon, als ich an Opas Tür vorbeischleiche. Immerhin liegt da ein Toter drin. Und oben, in meiner Dachschräge, da liege ich direkt über dem Schlafzimmer meiner Großeltern. Es ist ja nicht so, dass ich mich mit dem Tod nicht auskenne. In Winnetou 3, da stirbt Winnetou, und er erzählt seinem Blutsbruder Scharlie noch allerhand, bevor er sich in die ewigen Jagdgründe begibt. Zum Schluss schwört er sogar dem großen Manitou ab und möchte lieber ein Christ sein. Old Shatterhand hat ihm schließlich ausgiebig vom Jenseits vorgeschwärmt. Ob Opa jetzt auch im Jenseits ist? Ich kann mir das nicht wirklich vorstellen, wo das sein soll. Früher hat man ja geglaubt, dass das im Himmel oben ist, aber jetzt weiß man, dass da, oberhalb der Wolken, eigentlich gar nichts ist. Nicht nur, dass die Astronauten da oben herumfliegen, dieser Tage ist auch in der Zeitung gestanden, dass die Russen einen Überschalljet gebaut haben, und von der Concorde habe ich auch schon gehört, die soll bald von London oder von Paris nach New York fliegen, und das soll nur drei Stunden dauern. Mit einem Überschalljet einmal nach Amerika zu fliegen, das wäre schon eine großartige Sache, aber ich glaube nicht, dass ich mir das einmal leisten kann. Obwohl ja die Arbeitskollegin von meiner Tante Gertrud schon einmal dort war, aber vielleicht hat die nur angegeben.

Die alten Griechen haben geglaubt, dass man über einen Fluss ins Jenseits gelangt, das weiß ich von den antiken Sagen. Aber wo dieser Fluss ist, und wie es da unten zugeht, das haben sie auch nicht so genau gewusst. Und schließlich soll es ja auch noch die Hölle geben, wo die armen Sünder braten. Das müsste ganz tief unter der Erde sein, weil da wird es immer heißer, bis zum glühenden Erdinneren, das hat uns der Herr Professor Zauner einmal erklärt, und es ist auch logisch, denn woher käme sonst die Lava, die bei jedem Vulkanausbruch aus dem Erdinneren hervorspuckt? Meines Wissens nach ist aber noch niemals ein armer Sünder mit ausgespuckt worden, also ist das mit der Hölle auch ein schwieriges Thema. Ich muss einmal meinen Religionslehrer danach fragen. Das ist der Pfarrer von Seeklausen, der hält immer die Hände gefaltet und den Kopf gesenkt, und er spricht, ganz, wie es das Benimmbuch verlangt, nur mit gesenkter Stimme.

Ob Opa jetzt in die Hölle kommt? Ich meine, weil ja alle sagen, dass er ein alter Nazi war, und das ist bestimmt nichts Gutes. Zu mir allerdings war er immer freundlich, mir und Uschi hat er nichts getan, Mama hat er hie und da in den Popo gezwickt, aber das war nur Spaß. Nur Papa hat sich mit ihm nie gut vertragen, sie haben kaum etwas miteinander geredet. Und, so wie die Heidi Hettegger ihren Mann, hat auch Papa seinen Vater immer wieder einen alten Trottel geheißen. Jetzt fällt mir erst ein, wo Opa jetzt sein muss: Im Fegefeuer. Ich glaube, dort kommen die hin, bei denen man sich noch nicht entschieden hat, ob sie in die Hölle müssen oder in den Himmel dürfen. Auf jeden Fall muss es dort auch heiß sein, denn sonst hieße es nicht „Feuer“.

Aber wo das ganze alles sein soll, das geht über meinen Verstand. Vielleicht haben sich das die Priester und Bischöfe nur ausgedacht, damit die Leute beruhigt sind und nicht so viel Angst vor dem Tod haben.

Schon am Vormittag beginnen die Bestatter ihr Werk, denn Opa soll zu Hause aufgebahrt werden, weil eine Leichenhalle, wo man das öffentlich machen kann, gibt es in Kastenkirchen nicht. Zum Mittag darf ich den Raum betreten, es ist eine Kammer, die in der Wohnung der Großeltern liegt, die sie aber nicht benutzt haben. Weil unser Haus ein altes Bauernhaus ist, gibt es genug Zimmer, die wir gar nicht brauchen.

Im Zimmer schaut es jetzt aus wie in einer Kirche. Die Wände sind mit schwarzem Stoff verkleidet, in der Mitte vom Zimmer steht der Sarg auf einem Ständer, und daneben brennen Kerzen in sechs Kerzenleuchtern aus Messing. Vor dem Sarg stehen Blumen und ein Foto von Opa, auf dem er noch viel jünger ist als jetzt. Und oben auf dem Sarg stehen auch noch Blumen, und es riecht nach Weihrauch. Oma sitzt schluchzend auf einem Sessel neben der Tür, und jetzt kommen auch mir wieder die Tränen, ohne dass ich überhaupt an Opa denken muss, denn das alles schaut so furchtbar traurig und gleichzeitig so ehrwürdig aus, dass man einfach weinen muss. „Komm her, Bub!“ Oma zieht mich an sich und drückt ihr Gesicht gegen meinen Pullover. „Jetzt bin ich ganz allein!“, schluchzt sie. „Aber du hast ja mich!“, tröste ich sie. „Ich komme gern zu dir essen. Wenn doch die Mama dann einmal arbeiten gehen will!“

---

6

*Seine Mutter hatte sogar alte Schulbücher in einem Karton aufgehoben, seltsamerweise waren fast alle aus der ersten oder zweiten Klasse, sogar sein alter Schulatlas war dabei. Die Bücher hatte man damals meist gebraucht gekauft, denn Gratisschulbücher, die hatte es, soweit er sich erinnern konnte, erst gegeben, als er dreizehn oder vierzehn war. Die Bücher waren in erstaunlich gutem Zustand, alle mit Selbstklebefolie eingebunden. Man hatte damals in Schulbücher nicht hineingeschrieben, das Schreiben passierte ausschließlich in den eigenen Schulheften. Warum seine Mutter die Bücher wohl nicht wieder verkauft hatte? Die Antwort fand er rasch. Er hatte die Abbildungen in den Büchern in der Regel ein wenig ausgeschmückt. Fast alle Männer trugen nun Vollbärte, manche auch einen Schlapphut oder eine Pudelmütze. Einige der Abbildungen waren auch mit Sprechblasen kommentiert. „I am Father Christmas, as you see!“, stand in einer dieser Sprechblasen neben dem Weihnachtsmann. Den hatte man damals, zumindest in ihrem Englischbuch, noch nicht „Santa Claus“ genannt, diese Figur war während seiner Kindheit erst allmählich durch amerikanische Filme eingesickert. Er konnte sich sogar an in empörtem Ton geführte Fernsehdiskussionen erinnern, die das Auftauchen des Weihnachtsmannes im alpinen Raum begleitet hatten.*

*In seiner Klasse waren 38 Buben gesessen, und der Englischunterricht war völlig anders verlaufen, wie man sich das heute vorstellte. Die Lesetexte aus dem Lehrbuch wurden von Schülern vorgelesen, in einer Endlosschleife, so lange, bis alle einmal drangewesen waren. Sein Lehrer in der ersten Klasse hatte immer wieder verstohlen in seiner Zeitung geblättert, wenn ihm das Gestottere seiner Mitschüler wieder einmal zu langweilig geworden war. Dann wurden die Texte Satz für Satz ins Deutsche übersetzt, und schließlich gab es am Ende jeder Lektion ausufernde Vokabelprüfungen die – bei 38 Schülern – natürlich mehrere Unterrichtsstunden in Anspruch nahmen. Daher auch die vielen Zeichnungen in seinen Büchern – er war oft fast vor Langeweile gestorben.*

*In Geographie hatte der Lehrer Wandkarten aufgehängt, auf denen die Staaten noch in den Grenzen von vor dem 2. Weltkrieg eingezeichnet waren. Daran konnte er sich deswegen erinnern, weil der Professor viel Zeit darauf verwenden musste, die jeweils aktuellen Grenzverläufe mit seinem*

*Zeigestab abzufahren. In seinem Schulatlas allerdings ging alles mit rechten Dingen zu, die Grenzen entsprachen dem, was zur damaligen Zeit politisch gültig war. Die Langweile in den Geographiestunden hatten zu ausufernden Bahnreisen entlang der rot eingezeichneten Bahnlinien im Atlas geführt, und der Vortrag des Herrn Professor Zauner war oft ungehört, noch viel mehr unverstanden geblieben. Die Nebenflüsse der Donau im Mühlviertel, oder die Reihenfolge der Seitentäler der Salzach im Pinzgau hatten ihn nie zu faszinieren vermocht, obwohl auch zu diesen Stoffgebieten Prüfungen abgehalten wurden, die Detailkenntnisse voraussetzten.*

Die Religionsstunden sind immer mit Abstand die langweiligsten der ganzen Woche. Der Herr Pfarrer wandelt mit geschürzten Lippen und meist gefalteten Händen durch die Reihen und erzählt aus der biblischen Geschichte und aus dem Katechismus. Heute erzählt er von der Erbsünde, und dann auch noch von den Todsünden. Ich finde das eigentlich eine Sauerei, wieso sollen wir dafür büßen, dass Adam und Eva von dem verbotenen Baum in der Mitte vom Paradies genascht haben? Das wäre ja genau so, als ob ich dafür büßen müsste, dass mir voriges Jahr ein paar von den Nadlwängern in unserer Klasse meine Schulsachen zertrampelt haben. Ich hab ja doch nichts zu tun mit denen, noch dazu, wo Adam und Eva doch schon so lange her sind. Deswegen zeige ich auf, und weil mich der Herr Pfarrer geflissentlich übersieht, muss ich dann auch noch mit den Fingern schnippen, obwohl mir sogar schon unser Klassenvorstand, Frau Professor Schlierberger, mit einer Betragensnote gedroht hat, wenn ich die unangenehme Angewohnheit des Fingerschnippens beim Aufzeigen nicht aufgebe. „Herr Professor!“, rufe ich schließlich, als nicht einmal das Fingerschnippen etwas nützt. „Ja, was ist denn, Niedermayr, was willst du denn? Pass doch lieber auf, was ich euch zu sagen habe!“ Der Herr Pfarrer ist sichtlich ungehalten.

„Wann war denn das, mit Adam und Eva? Ich meine, wie lange ist das her? Und warum sollen wir dafür büßen, dass die einen Apfel gegessen haben, ich versteh das nicht!“ Der Herr Pfarrer rollt die Augen. „Das sind dumme, unreife Fragen, Niedermayr! Lern zuerst einmal deinen Katechismus, damit du weißt, wie sich ein Christenmensch zu verhalten hat! Das ist das Wort Gottes!“ Jetzt stelle ich mich blöd. „Was? Das, was im Katechismus steht, oder das, was sie gerade gesagt haben?“ Rund um mich gibt es ein paar Lacher hinter vorgehaltenen Händen, und auch ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen. Der Herr Pfarrer zieht die Stirn in tiefe Falten. „Dir wird das Lachen schon noch vergehen, Niedermayr! Und allen anderen auch! Womöglich hat der Antichrist schon von euch Besitz ergriffen! Sinn und Gedanken des Menschen sind zum Bösen geneigt, von Jugend auf! 1 Moses, 8, 21. Alles, was in der Welt ist, Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens, stammt nicht vom Vater! 1 Johannes, 2, 16!“ Der Pfarrer hat seine Stimme immer mehr gehoben, den letzten Satz schreit er mir ins Gesicht wo auch seine Spucketröpfchen landen. Ich wische mir mit dem Ärmel über die Augen. Jetzt habe ich nur eine harmlose Frage gestellt, und der Herr Pfarrer fängt an zu toben. Ich verstehe das nicht. Er eilt zum Katheder und öffnet das Klassenbuch. „Das wird Folgen haben, Niedermayr, dessen darfst du gewiss sein! Das gibt einen Klassenbucheintrag!“

---

7

„Weißt“, sagt sie, während ich die Stücke durchdrehe und die weiche Masse in eine Schüssel fällt, die sie unter den Fleischwolf gestellt hat, „wer sich nicht auskennt, der nimmt ja gerne ein Faschiertes für die Bratknödel. Und dann wird das Brat natürlich viel zu hart. Es soll aber zart und butterweich werden!“

„Petersil, Knofel, Pfeffer und Salz!“ erklärt sie mir, als sie die restlichen Zutaten in die Schüssel streift. „Majoran und Kümmel, aber das weißt du ja schon. Und ich tu noch ein bissl angeschwitzte Zwiebeln dazu! Das darfst aber niemandem verraten, weil das ist ein Geheimrezept in unserer Familie! Das sag ich nur dir! Nicht einmal deiner Mama!“ Sie zwinkert mir zu. „Was ist angeschwitzt?“, frage ich. „Na ja, schau halt!“ Oma hat eine Zwiebel kleingeschnitten und ein wenig Schmalz in einer Pfanne geschmolzen. Jetzt wirft sie die Zwiebeln zum Schmalz und rührt um. „Wenn sie dann goldgelb sind, dann kommen sie zum Brat“, erklärt sie. „Braun darfst du sie nicht werden lassen, denn dann wird’s bitter!“

Den Erdäpfelteig macht Oma, denn sie sagt, dass man dafür viel Gespür braucht. „Siehst du“, sagt sie „der ist jetzt noch viel zu weich. Der würd uns beim Kochen am End’ zerfallen. Da tun wir noch ein bisschen Mehl hinein.“ Sie streut großzügig Mehl aus einem Papiersack über die geknetete Kugel und knetet neuerlich. „So, jetzt passt’s!“ sagt sie schließlich.

Das Knödelrollen macht am meisten Spaß. Oma nennt es „Schleifen“. Zuerst formt man aus dem Brat kleine Kugeln, dann nimmt man ein Stück Erdäpfelteig, legt es um die Kugel und rollt vorsichtig, damit sich der Teig schließt. „Geht der schon?“, frage ich Oma nach dem ersten Knödel. „Hm!“, macht sie, nimmt ihn in die Hand und rollt ihn noch einmal. „Passt schon!“ Der Knödel landet im Wasser.

20 Knödel werden es insgesamt. „Was machen wir denn jetzt mit den ganzen Knödeln?“, frage ich. Oma zuckt mit den Schultern. „Wie viel isst du?“, fragt sie. „Drei!“, sage ich, nachdem ich die Größe der Knödel, die im Wasser treiben, abgeschätzt habe. „Aber ich muss erst Mama fragen, ich weiß ja nicht, was sie heute kocht!“ „Frier ich halt ein, was übrigbleibt!“, sagt Oma.

Plötzlich steht Mama mit Uschi an der Hand in der Tür. Sie schaut irgendwie ein wenig verzweifelt aus, so als ob ... „Ist was passiert?“, frage ich gleich. Mama setzt sich auf einen Sessel am Küchentisch. „Wie man’s nimmt. Ich hab eine Arbeit angenommen. Der Adolf weiß es noch nicht!“ Oma setzt sich gleich dazu. „Oh je, oh je!“, jammert sie. „Das wird ihm gar nicht passen!“ Ich bleibe bei den Knödeln stehen, damit denen nichts passiert. Wenn sie zu stark kochen, dann muss ich den Topf ein bisschen nach links rücken, da ist die Platte nicht so heiß. Uschi stellt sich neben mich. „Du kannst das gar nicht, Knödel machen!“, erklärt sie. „Wohl kann ich das! Nur du bist zu dumm dazu!“ Uschi schlägt mit ihrer Puppe nach mir, was der sicher nicht gut bekommt, weil sie ja schon einen lockeren Arm hat. „Hört auf, ihr zwei!“, schimpft Mama.

---

11

Ich ziehe mich möglichst schnell, also nach dem zweiten Semmelknödel, in mein Zimmer zurück. Als Mama gegen vier heimkommt, wird es noch einmal laut. Ich verstehe nicht genau, worum es geht, aber wohl erstens um Papas Unfall, und zweitens um die unvorhergesehene Nachmittagsarbeit in der Apotheke. Da fällt mir ein, dass ich mir ja genau für vier mit dem Herbert was ausgemacht habe, wir wollten ein bisschen herumradeln, vielleicht unten beim Sägewerk zwischen den Bretterstapeln. Da haben wir schon öfter Rennen veranstaltet. Als ich unten die Wohnzimmertür einen Spalt öffne, schreit Papa gerade „Das möchte ich gern wissen, was ihr da in der Mittagspause zu arbeiten habt! Statt dass du dich um deinen kranken ...“ „Ich geh schnell noch zum Herbert!“, unterbreche ich Papa. Er reagiert nur mit einem kurzen Blick, und ich schließe die Tür wieder. Ordnungsgemäß abgemeldet

habe ich mich, da kann niemand was sagen. „Krank! Dass ich nicht lache!“, höre ich Mama noch schreien, dann bin ich weg.

Unten beim Sägewerk haben wir uns schon einen Parcours markiert, mit Kreide. Die Rennstrecke zwischen den Bretterstapeln ist schmal und sehr kurvenreich, deswegen ist es schwer zu überholen. Wer beim Start vorn ist, hat schon so gut wie gewonnen. Die erste Runde geht an den Herbert, weil ich beim Start nicht ganz bei der Sache war. Nach dem Zieleinlauf lassen wir uns ganz außer Atem auf einen niedrigen Stapel fallen. Von drüben, von der Halle, hört man die Kreissäge kreischen.

*Gefährliche Orte, an denen sie gespielt hatten, waren damals keine Mangelware gewesen. Sie fuhren mit ihren Rädern an Bächen, durch Sägewerke und Mühlen, an Traktoren und Anhängern vorbei, ohne dass sie jemand daran gehindert hatte. Ständige Aufsicht durch die Eltern war unbekannt, die Nachmittage verliefen, wenn nicht beim Lesen im Bett, weit entfernt von den Augen der Eltern an allen möglichen gefährlichen Orten. Nicht nur das Sägewerk hatte als Schauplatz der Radrennen gedient, auch eine Mühle in der Nachbarschaft bot einen spannenden Parcours, bei dem gelegentlich Lastwagen im Weg waren, die Getreide in die breiten Trichter entluden, die in den Boden eingelassen waren. Manchmal waren sie zum Spaß in die Haufen von Maiskörnern in diesen Trichtern gehüpft, bis die Müllersburschen sie vertrieben.*

„Was machst denn jetzt, wegen dem Zauner?“, will der Herbert von mir wissen. Ich zucke mit den Schultern. „Die Frau Professor Schlierberger meint, ich soll mich entschuldigen. Aber ob das was hilft?“ „Der Pfarrer sagt, bei den Nazis, da gibt es ein einerseits, und ein andererseits!“ „Über so was redet ihr nach dem Ministrieren?“, frage ich erstaunt. Der Herbert nickt. „Das einerseits ist, dass die Nazis gottlos waren. Da sind viele aus der Kirche ausgetreten, sagt der Herr Pfarrer.“ Er schweigt. „Ausgetreten?“, frage ich. „Was ist das denn?“ Jetzt ist der Herbert in seinem Element, denn wenn er mir was erklären kann, was ich nicht weiß, läuft er zur Hochform auf. „Es gibt Leute“, doziert er mit erhobenem Zeigefinger, „die kehren Gott und seiner heiligen Kirche den Rücken. Dann sind sie auf ewig verdammt!“ „Und wie macht man das, den Rücken kehren?“, bestehe ich auf Einzelheiten. Da allerdings muss auch der Herbert passen. „Der Arbesbacher Schorsch, der Freund von deinem Vater, sagt der Herr Pfarrer“, fährt Herbert fort, „der hat der Kirche den Rücken gekehrt. Weil er ein Sozi ist. So wie die Eisenbahner überhaupt. Und dein Vater auch!“ „Jetzt lass meinen Vater in Ruhe!“, brause ich auf. „Der hat der Kirche überhaupt nicht den Rücken gekehrt, der geht eh jeden Sonntag hinein! Fast!“

„Der Herr Pfarrer weiß genau, wer schon vor der Predigt im Wirtshaus sitzt, statt in der Kirchenbank!“, trumpft der Herbert auf. Ich möchte mich auf keine Debatte einlassen, vor allem jetzt nicht und nicht über meinen Vater. „Was ist eigentlich das andererseits bei den Nazis?“, frage ich in die Stille hinein. „Dass sie im Mittelalter mit den Sozis und mit den Kommunisten aufgeräumt haben, sagt der Herr Pfarrer. Das war ein gutes Werk!“ Ich überlege. „Aber, wenn die gottlosen Nazis mit den Kommunisten aufräumen, was hat da die Kirche davon? Und im Mittelalter war das auch nicht, weil mein Onkel Franz ...“ Ich halte inne. Die Geschichte vom Franz der von den Nazis erschossen wurde, möchte ich dem Herbert lieber nicht erzählen. Gottseidank fragt er auch nicht nach, und auf meine Frage hat er auch keine Antwort.